

Nr. 175. Bromberg, den 3. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(6. Fortsetzung.)

„Bißchen viel in letzter Zeit", sagte der General. „Wie ist die Geschichte von dem Apostel da eigentlich: Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser — oder so ähnlich. Ich glaube, wir haben sowieso schon den Spitznamen „die Heiratsdivision". Aber immerhin: Wissen Sie, um was für Mädchen es sich handelt?"

„Sehr ordentliche Leute, Töchter eines Seilermeisters und eines größeren Winzers."

„Also, ich danke Ihnen, lieber Bovell. Ich glaube, man kann nichts dagegen haben."

Während der Adjutant noch die erledigten Schriftstücke in seiner Mappe ordnete, kamen die beiden Töchter des Generals in das Zimmer. Sie ließen sich nicht im geringsten durch die Anwesenheit des Adjutanten stören. „Evening, Bovell!" Sie schüttelten ihm kräftig die Hand. Dann sprachen beide sofort auf den Vater ein. „Was sagst du dazu, daß sich Brigitte verlobt hat?" Ehe der General noch geantwortet hatte, kam schon die zweite Frage: „Weißt du mit wem? Mit dem Fürsten Tervueren!".

In diesem Augenblick machte der Adjutant mit einem streng dienstlichen Gesicht die Ehrenbezeigung und verließ das Zimmer.

„Ihr seid verrückt, ihr Bestien!" schrie der General. „Warum brüllt ihr diese Nachricht hier so durch die Zimmer?"

„Wir brüllen? Du brüllst, Papa!" sagte Dorothy. Sie fing plötzlich an zu weinen und warf sich in einen Sessel, während die Jüngere ihr tröstend über die Wange strich.

„O Papa", sagte Caterine, „du solltest wirklich nicht zu hart mit ihr sein! Du mußt wissen, ihr Herz zerbricht . . ."

„Wessen Herz?" fragte der General.

„O mein Gott!" seufzte Catherine. „Das Herz von Dorothy . . . Sie liebt ihn doch!"

„Wen liebt sie? Himmel, Hölle und Tod!" Jetzt geriet der General wirklich in Zorn. „Ich bitte mir aus, daß jetzt in das Gespräch Ordnung kommt!"

Die Vorbesitzer, oder die eigentlichen Besitzer, dieser Villa hatten auf ein breites Podest gestellt das große bronzene Reiterstandbild des Messer Colleoni, ein kostbares Stück. Der General hob den sehr schweren Bronzeguß hoch und donnerte ihn auf die eichene Platte des Untersatzes. Ein Fuß des prachtvollen Pferdes brach ab. Es störte den General gar nicht.

Jetzt weinten beide Mädchen.

Warner sagte: „Also, die Brigitte hat sich mit dem Fürsten Tervueren verlobt? Tolle Angelegenheit! Und was tut Dorothy dabei?"

Beide Mädchen gaben keine Antwort; ihr Weinen wurde stärker.

Der General drückte auf die Klingel; er sagte der Ordonnanz: „Ich lasse Mistreß Brigitte Warner bitten! Der Himmel hat mich verurteilt, in einem Tollhaus zu leben."

„Very good!" sagte die Ordonnanz.

Man hörte im Zimmer eine Weile nur das Sporenklirren beim schnellen Schreiten des Generals und das Weinen der beiden Mädchen.

„Die Figur ist auch kaputt", sagte der General und blieb vor dem Colleoni stehen. „Irgend so ein fauler Italiener . . . Warum sich die Deutschen immerzu italienische Ritter in ihre Zimmer stellen müssen, die so schlecht gearbeitet sind, daß man sie nicht anfassen kann?"

„Was hast du mit den Italienern jetzt?" fragte Catherine unter ihrem Weinen.

„Schweig!" donnerte der General. „Dorothy soll reden!"

Jetzt trat Brigitte in einem ihrer weißen, fließenden Kleider ins Zimmer. „Du wünschtest mich, Murray?" fragte sie mit diesem leisen Unterton damenhaften Erstaunens in der Stimme, der jeden General zur Ordnung bringt.

„Entschuldige, Brigitte", sagte Warner, „wenn ich dich gestört haben sollte! Aber diese beiden blöden Gänse stürzten hier plötzlich in das Zimmer und schrien in Anwesenheit meines Adjutanten, daß du dich mit diesem belgischen Prinzen Tervueren verlobt hättest . . ."

„Warum sprichst du so häßlich über deine beiden Töchter?" fragte Brigitte ruhig und liebenswürdig zurück. „Sie haben dir nämlich ganz recht berichtet: Der Prinz hat gestern um meine Hand angehalten und hat auf seine stürmische Weise mein Jawort erzwungen. Ich will hinzufügen, Murray, daß ich zum erstenmal in meinem Leben glücklich bin."

„Und was sagt Brüssel?" fragte der General kurz.

„Der Prinz ist mündig."

„Mein Gott", sagte der General, „die Frauen haben sich die Haare schneiden lassen, aber es ist nichts besser geworden damit."

„Murray", sagte Brigitte, „ich hätte eigentlich etwas anderes von dir erwartet!"

Der General, der sechzigjährige General Murray Warner, der dreimal auf den Philippinen verwundet worden war und als erster amerikanischer General amerikanische Truppen in das Artilleriefeuer des Weltkrieges geführt hatte, der Mann, von dem man sagte, er sei eigentlich aus Eisen und Stahl, wurde dunkelrot. „Ich bitte um Verzeihung, Brigitte. Ich gratuliere dir natürlich und freue mich, daß du glücklich bist. Aber es kommt alles sehr überraschend: Du kennst ihn doch erst drei Tage!"

Brigitte lächelte. Ein Lächeln, das er noch nie an seiner schönen Schwägerin gesehen hatte, ein betörendes Lächeln. „Charlie hat gesagt, daß es in der Liebe keine Regeln gäbe und keine Zeitbestimmung, nach der man sich verliebte. Er hätte sich vom ersten Augenblick, da er mich sah", — ihr Lächeln blühte jetzt wie ein Strauß von Rosen — „unsinnig in mich verliebt."

„Du weißt, ich verstehe davon nicht viel", sagte der General. „Es soll so etwas geben."

In die kleine Pause des Gesprächs klang das Weinen von Dorothy, die plötzlich ausrief: „Oh, sie ist so bodenlos

schlecht! Es ist unfair, wie sie sich benommen hat! Sie wollte Fürstin werden — und sonst nichts! Sie hat einfach nach ihm gefischt!“

„Was redest du da eigentlich?“ fragte der General.

„Sie hat vollkommen recht“, sagte Caterine. „Es war hier auf der Veranda, da hat der Fürst erklärt, es müsse wundervoll sein, den Mund von Dorothy zu küssen . . . Das hat dein Verlobter gesagt!“ wandte sie sich an Brigitte.

Brigitte unterbrach keinen Augenblick ihr Lächeln. „Zu mir hat er so etwas nicht gesagt; er hat es getan. Liebst du ihn denn, Dorothy?“

„Natürlich liebe ich ihn!“ sagte Dorothy. „Ich habe nur nicht zu häßlichen Mitteln gegriffen. Es war unerhört, wie du dich beim Reiten benahmst: Du lagst ja förmlich in seinem Arm, als er dich auf das Pferd hob!“

Jetzt wurde Brigitte ernst. „Murray, glaubst du auch, daß ich Dorothy sozusagen den Prinzen fortgeangelt habe, nur, um Prinzessin zu werden?“

Murray Warner sah seine beiden weinenden Töchter. Er murmelte: „Es ist eine ziemlich schreckliche Geschichte. Ich finde, du hättest dich mit mir besprechen sollen, ehe du dich verlobtest. Schließlich bist du meine Schwägerin, und ich werde wieder alles ausbaden müssen . . .“

„Wieder?“ fragte Brigitte.

Der General antwortete nicht; er ging zu seiner Tochter und streichelte leise über ihr blondes Haar. „Aber Dorothy, du wärst doch unglücklich mit ihm geworden!“

„Warum wäre ich unglücklich geworden, wenn Brigitte glaubt, sie wird glücklich, Brigitte, die eine Deutsche ist und die Belgier haßt?“

Brigitte stand jetzt mit sehr ernstem Gesicht. Ihre hellen Augen leuchteten wie grüne Flammen. Sie hatte das Gesicht wie damals auf den Höhen von Ehrenbreitstein, dies entschlossene und feste Gesicht, in das sich Charlie so besinnungslos verliebt hatte. „Es scheint, ich störe hier sehr, Murray. Ich hätte gewünscht, daß man anders darüber hätte reden können, schließlich über mein Lebensglück, als aus dem Gesichtspunkt ungezogener Backfische. Ich hatte dir viel zu danken, Murray; ich finde, die Rechnung ist nun abgeschlossen. Ich möchte dir nur mitteilen, daß ich noch heute nach Köln fahre, jedenfalls in ein Hotel ziehe. Dies hier ist völlig unerträglich. Lebe wohl, Murray!“

Der General hielt ihre Hand fest. Er wollte sagen, daß er ja auch schließlich Vater sei, aber Dorothy rief: „Die Schlange geht aus dem Haus! Oh, die ganze Welt ist mein Zeuge, wie schlecht sie ist!“

Brigitte zog die Hand schnell aus der ihres Schwagers. Sie sprach deutsch: „Lebt wohl!“

*

Sie rief Charlie an. In seinem Zimmer meldete sich niemand. Sie gab ihrer Zofe die Anweisung, alle Sachen zu packen und einen kleinen Reisekoffer für ein paar Tage zusammenzustellen. Vor ein paar Stunden hatte sie noch Furcht gehabt; vor den Ereignissen hatte sie noch sehr gewünscht, den Rat ihres Schwagers zu hören. Jetzt wollte sie kämpfen. Was heißt, Brüssel wolle sie nicht? Was heißt, Schwierigkeiten? Sie hatte in diesen Jahren gelernt, daß man mit Dollarmillionen viele Schwierigkeiten beseitigen kann. Sie wußte um den hohen und bitteren Preis ihrer Freiheit. Wenn Charlie Schwierigkeiten hatte, um so besser, um so klarer, daß er die Wahrheit sprach!

Sie stand vor dem Spiegel; sie probierte den kleinen dunkelblauen Hut. Sie zog den hellen Sommerpelz an; sie hatte nichts dagegen, daß die Zofe das neue Kostüm aus dem Schrankzimmer brachte, dies Kostüm, dessen Rock sie noch gestern für viel zu kurz erklärt hatte. Sie ging an den eingelassenen Safe und nahm das Scheckbuch auf die Morganbank heraus. Sie bestellte sich selbst ein Auto und fuhr zum Hotel.

Im Vestibül saßen in den etwas abgenutzten Ledersesseln die amerikanischen Offiziere. Sie grüßte freundlich, und die Herren musterten sie ein wenig neugierig. Was machte die Schwägerin des Generals hier im Hotel?

Sie fragte den Portier nach dem Fürsten Tervueren.

„Er ist ausgefahren, gnädige Frau!“

Sie setzte sich an einen der kleinen Tische. Sie hörte am Nebentisch ihren Namen; sie hörte, wie man von ihr sprach.

„Sie hat sich diesen Fürsten Tervueren geangelt. Ich war selbst dabei, als es dem General Warner mitgeteilt wurde.“

„Sie sah sich scharf um. Der Adjutant! Sie bat ihn mit einer Kopfbewegung an ihren Tisch. „Finden Sie es richtig, Herr Major, daß man eine Mitteilung, die man durch einen unglücklichen Zufall erfahren hat, gleich weitergibt?“

„Zunächst aufrichtigen Glückwunsch! Die Nachricht bleibt doch sozusagen bei uns in der Armee, bis sie publiziert wird. Ich habe mir wirklich nichts Unkorrektes darunter vorgestellt, sie einem Kameraden zu erzählen.“

Inzwischen sagte schon Captain Murder von der Maschinengewehrabteilung zu dem Doktor Mirus, den er vor zehn Minuten kennengelernt hatte: „Übrigens eine fabelhaft interessante Sache, Herr Doktor: Der junge Fürst Tervueren, ein Vetter des belgischen Königs, der unserem General Warner den Leopoldsorden brachte, hat sich heute mit der Schwägerin des Generals verlobt. Mit Brigitte Warner, soviel ich weiß, einer früheren Deutschen. Es ist die bildhübsche Frau, die da mit dem Generalstabsmajor sitzt. Sie ist übrigens mehrfache Millionärin.“

„Sehr interessant! Vor allen Dingen wahrscheinlich für Amerika. Ich glaube, man sollte die Nachricht geben.“

„Surely“, sagte der Hauptmann.

Dr. Mirus telephonierte mit van Heest. Er hatte die paar Zeilen kaum zu Ende sprechen können, da brüllte der Amerikaner drüben schon ins Telephon hinein: „Congratulation! Das ist ein big event! Ist die Sache ganz sicher?“

„Ich habe es von einem Hauptmann, der weiß es von dem Adjutanten des Generals, der dabei war, als man die Nachricht besprach.“

„Ausgezeichnet! Soll ich es an Ihr Blatt für Sie durchtelephonieren?“

„Ich glaube nicht, daß wir sehr großes Interesse für belgische Prinzen haben.“

„Übrigens, Prinzen“, sagte van Heest am Telephon. „Ich habe mich hier bei den Belgiern nach dem Fürsten erkundigt; man wußte nichts Rechtes. Vielleicht hat man ihn schon 'rausgeschmissen da aus seinem Königshaus, weil er eine bürgerliche Witwe heiraten will; aber dann werden wir Amerikaner diesen Belgiern etwas zeigen. Großartig! Ich werde in diesem Sinne dem Kabel einiges beifügen.“

Dr. Mirus schaltete das Licht in der Zelle aus. Er stand im Dunkeln und wollte die Tür öffnen, er fand den Riegel nicht. Während seine Hand suchte, sah er plötzlich in der abgeschlossenen Dunkelheit, wie in einer großen Vision, den Rhein.

Dr. Mirus war ein lebenslustiger Mann, und er hatte die Neigung, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind. Er sah aber plötzlich mit einer schmerzhaften Deutlichkeit, die ihn ganz und gar ausfüllte, das Leiden dieser rheinischen Bevölkerung. Er ließ die Hand von dem Riegel, lehnte gegen die gepolsterte Wand. Da stand er ganz still und atmete tief. Überall die fremden Fahnen, die fremden Bajonette und die fremde Anmaßung! Diese Amerikaner waren noch erträglich, weil sie sicherlich keinen Fetzen deutschen Rheinlandes aus dem kranken Leib Deutschlands reißen wollten. Aber sie waren alle unerträglich! Wie hatte der General gesagt? „Eine freiheitliebende und ehrliche Bevölkerung zu bedrücken . . .“ Ach, ein paar Kilometer weiter bauten die Franzosen neue Kasernen, und ihre Clairons zerschnitten die rheinische Luft. Schwarze auf den Rheinbrücken als Posten . . . Man wird es nie vergessen, dachte Dr. Mirus, und die Bilder jagten sich in ihm, so, als sollte er in dieser kleinen Zelle mit sehenden Augen das namenlose Unglück seines Volkes durchleben. „Armes Rheinland! Armes Deutschland!“

Dr. Mirus tastete weiter nach dem Drücker; die Tür sprang auf — das helle Licht kam herein. Es war kaum eine Minute vergangen . . .

Als der Berliner Journalist aus der Telephonzelle trat, prallte er beinahe mit Charlie zusammen. Charlie sah das fremde Gesicht, wie es seine Art war, scharf und prüfend an. Der Mann kam ihm bekannt vor, aber er hatte keine Zeit, seine Erinnerungen zu prüfen; denn er sah da an dem kleinen Tischchen Brigitte Warner sitzen. Sein Gesicht erhellte sich; er ging zu ihr. Der Adjutant, soeben um Takt ermahnt, erhob sich mit einer Verbeugung.

Charlie sagte leise auf deutsch zu Brigitte: „Aber, Liebstes, was treibst du hier im Hotel?"

„Ich habe mich soeben von meinem Schwager getrennt!"

Charlie sah sich ruhig in der Hotelhalle um. Zwei Dutzend neugieriger Augen . . . Wenn man hinblickte, guckten sie fort. Er hatte die Wahl, er konnte Brigitte so kompromittieren, daß sie den Weg gehen mußte, den er bestimmte. Er wußte, sie war in dieser verzweifelten Lage, da man sprechen muß. Hier ging es nicht. In seinem Zimmer war ihr Schicksal entschieden. Sie würde ohne weiteres einwilligen, in den Fahrstuhl zu steigen und zwei Stockwerke hinaufzufahren. Aber Charlie liebte. Er wußte gleichzeitig, daß er von dieser Frau mehr wollte als ein Abenteuer, so sehr es brannte, es zu bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verhängnis.

Skizze von Arnold Krieger-Stettin.

Das Atelier ist von flirrendem Licht erfüllt.

Der Arm mit der Blockpalette zittert. Ein wenig von dem giftigen Saturnrot rinnt auf die Hand des Meisters. Professor Gauger fühlt sich nicht gut. Er starrt überanstrengt in das mattäugige Gesicht mit der starkgehöckerten Stirne. Ist der Spiegel getrübt, oder liegt auf seinem Blick heute ein Flor? Heute? Schon seit Tagen!

Gauger setzt den breitgefügten Pinsel mit der Schmalseite auf. Er will unter den Schläfen die Augenrunzeln anlegen. Gaugers Selbstbildnisse haben seit langem hohen Rang und weiten Ruhm.

Das Bild, an dem er jetzt arbeitet, soll seine bisherigen Werke an sinnlicher Tiefe noch übertreffen. Eine knappe Woche, dann ist Gaugers fünfzigster Geburtstag; das bedeutet ein überpersönliches Ereignis, Mittag des Lebens, Zenith des unerschöpflich Schaffenden. Vor fünfzig Jahren zur Welt gekommen, die Welt weiß ihm Dank. Eine Gauger-Ausstellung soll diesem Tage Weihe und Wertbestand geben. Das neue Bild muß bis dahin fertig sein, Gauger hat alle seine Kräfte um diesen Vorsatz zusammengerafft. Es ist ein Ziel, von dem er nicht ohne Selbstaufgabe lassen kann. Aber es scheint, daß er seinem Körper mehr aufgebürdet hat, als Nacken und Nerven zu tragen vermögen. In diesem mächtigen Energiespeicher haust noch die Nachhut des letzten Anfalls. Scharlach ist es diesmal gewesen.

Seit Tagen nistet in Gaugers Kopf ein Schmerz, raspelt emsig am Scheitelbein, steigert sich besonders nach den Mahlzeiten ins Unerträgliche. In den Händen brechen dann Zuckungen aus. Krampf wühlt im Magen.

Ist es eine neue leidenschaftliche Krankheit, was ihm sein Schaffen verfinstert? Jahrzehntelang hat er herrisch alle Treffer des Schicksals abgeschüttelt, die ihm ans Mark wollten. Nie vermochte ein Schlag über den Splint dieses Stammes hinaus ins Kernholz vorzudringen.

Gauger preßt die Lippen, die Kiefer zusammen. Will ihn eine unbekannte Macht hindern, sein Werk zu verwirklichen? Noch trotzt er unbewältigt, er ist selbst ein Gewalthaber.

Der Pinsel liegt im Griff der Rechten schwer wie Blei. Gauger läßt den Arm sinken, geht dicht vor den Spiegel. Wie sie ihn befremden, diese violett unterpolsterten Augen mit dem aschfarbenen Blick! Plötzlich spürt er in ihnen ein Brennen, als hätte sie ein Kalkspritzer getroffen. Es ist unmöglich, jetzt länger zu arbeiten. Gauger sinkt in einen Stahlsessel. Allmählich läßt der Schmerz nach, der Maler schläft ein. Es ist ein marmorner Schlaf, ohne Traum und Bewegung.

Beim Erwachen ist es im Raum dämmerig. Gauger schilt sich, daß er so viele Stunden vergeudet hat. Er steht auf. Kreidige Dreiecke sieht er tanzen. Auf der Gesichtshaut liegt ein Gefühl beklemmenden Abgesperrtseins wie von einer Rauchmaske.

Wie spät mag es sein? Er muß seine Uhr dicht vors Auge heben, er staunt, behorcht sie, lächelt schwach, schüttelt verstört den Kopf. Erst fünf Uhr? Das kann doch nicht sein. Vor acht wird es nicht dunkel. Er tritt ans Fenster. Straßenlärm wie mitten am Tag. Und die Turmuhr schlägt fünf. Und die Sonne scheint ja noch, ein matter, heller Fleck, hoch am Himmel. Und doch ist es so dunkel.

Was bedeutet das? Sitzt er noch schlafend im stählernen Sessel? Und plötzlich begreift er: Sein Augenlicht ist im Erlöschen!

Das Herz tut einen entsetzten Sprung. Eisiger Sand rieselt ihm den Nacken hinunter. Er steht mit schlotternden Fäusten, die Nägel ins Ballenfleisch gepreßt. Er ist unfähig zu denken, was er fühlt. Von der Mitte des Leibes her erstarrt er.

Er hat von Fällen plötzlicher Erblindung gehört. Die Hirnrinde wird dort, wo das Zentrum des Sehsinns liegt, von erkranktem Blut durchtränkt. Wie ein graphitner Blitz blendet diese düstere Klarheit vor ihm auf.

Er tappt zum Spiegel. Seine Augen verschwimmen im Glas, aber die Lippen sieht er deutlich, blau sehen sie aus; dunkles Kobaltviolett, denkt der Maler. Er tastet nach seinem Gerät, fühlt den Spatel, reißt eine Pergamentschicht von der Blockpalette, leuchtet mit dem Rest seines Augenscheins an den Bildern entlang.

Es kann nicht sein, denkt er, es kann ja nicht sein! Es ist ein Irrtum! Ich habe in einer Woche meinen fünfzigsten Geburtstag, es kann nicht sein! Sie werden's nicht zulassen! Er taumelt an den Tisch, drückt auf den Klingelknopf, hört nicht auf zu klingeln.

„Leo!" stürzt seine Frau herein. „Hilf mir!" schluchzt er. Ihr Gesicht ist ein rosagrauer Fleck. Er tastet über ihre Züge, die schmalen Nüstern, die feingerillte Stirn. —

Nun liegt er im Bett. Irene sorgt lind für ihn, tröstet, es gehe vorüber, und er solle schwitzen, die Augen seien erkältet, weiter nichts. Aber er kann gar nicht schwitzen. Die Betten türmen sich. Kein Mittel hilft. Der Mund ist ausgedörrt, die Haut am ganzen Leibe spröde. Gauger atmet schwer, bergesschwer. Einen Arzt läßt er nicht ans Bett, bei jedem Versuch tobt er mit gurgelnden Lauten. Er hat abgründige Angst vor dem Todesurteil seines Künstlertums.

Und er weiß doch ohne den Spruch des Arztes, weiß es mit jeder Zelle seines Leibes. Er wirft sich ächzend hin und her, eingekeilt — ein Titan. Er bäumt sich auf gegen diesen mörderischen Anschlag des Schicksals, bäumt sich auf mit der basaltenen Gewalt seiner Schöpferschaft, die sich aufs grausamste beraubt sieht. Verweht ist die Bahn, das Ziel verhängt. Glimmt in diesem Verhängnis ein Sinn? —

Der nächste Morgen kommt ohne Licht; Gauger ist völlig erblindet. Er tastet und riecht an seinen Werken, verstummt. Aus seiner Apathie fährt er jählings auf, befiehlt: einen Augenarzt!

Gewißheit, lautet sein letzter Wunsch.

Bei der Untersuchung ist zärtlichster Zuspruch um den Zusammengebrochenen, und doch kann sich Frau Gauger kaum noch selber aufrecht erhalten.

Der Spezialist fragt beide sehr genau nach sonstigen Symptomen. „Kein Spiegelbefund!" stellt er fest. Die Erblindung ist urämisch, eine Folge harniger Blutverderbnis. Digitalis, Glühlichtbäder, Aderlaß hinter den Ohren, veränderte Ernährung. Die Hinzuziehung eines Kollegen erforderlich. „Sobald das Oedem der Rindensubstanz durch Auffaugung geschwunden ist, wird die Blindheit aufhören, in spätestens vierzig Stunden."

Die Keule des Glückes tötet ihn fast, auch Frau Irene wankt und würgt und schluchzt.

Schon am Tage danach kehrt die Sehkraft allmählich wieder, am Abend ist sie vollkommen. —

Der Geburtstag wird still und blaß, mit ernster Freudigkeit gefeiert. Gauger ist noch sehr schonungsbedürftig.

Aber vierzehn Tage danach steht er wieder im Atelier, um an seinem Selbstbildnis weiter zu arbeiten. Das nächste Bild soll „Die Orgel" heißen. Er hält Palette und Pinsel ohne Beben. Der ganze Raum liegt von flirrendem Lichte durchflutet

---

Flundern im Netz.

Schnakenburg, Ende Juli.

Die Kutter, die kleinen und großen Kähne liegen wie Silhouetten auf der blaß-blauen stillen Wasserfläche des kleinen Fischerhafens von Schiewenhorst. Es ist etwa zwei Stunden nach Mitternacht und in der Dämmerung des aufbrechenden Morgens muß man das Auge erst an das ungewohnte, ungewisse Licht gewöhnen. Allmählich erkennt man die Einzelheiten der Schiffe, die Silhouetten lösen sich in dunkle Federzeichnungen auf, aus grauen und schwarzen Flächen zusammengesetzt. Man unterscheidet jetzt auch die Konturen des steil abfallenden Dammes gegen den schwarzen Schatten des Dünenwaldes, in dessen Wipfeln noch Nebelschwaden hängen. Gelegentlich weht einer dieser Schwaden über den Hafen und über die zum Trocknen aufgehängten Netze, als wollte er die zartgewebten Schleier aus dem vormorgendlichen Bilde wischen.

Mit schweren Schritten sind einige Männer den Damm heraufgekommen, jeder einen Schubkarren vor sich herschiebend. Auf den Karren liegen Netze und Ölzeug. Ein großer Kahn wird fertig gemacht, die Netze werden untergebracht, schwer tönen Stiefel auf dem Holz des Bootes. Die Ruder tauchen in das Wasser, zwei Männer ziehen an, das Boot schiebt sich hinaus, an den anderen Kähnen vorbei, in den Weichseldurchstich. Es ist fast windstill. Nur langsam, je weiter wir an die See kommen, kommt etwas Luftzug auf. Dann werden die Segel gesetzt und langsam geht es dem Meere zu.

Die See ist nur ganz wenig bewegt. Der Himmel hat das blasse Blau um einige Grade kräftiger werden lassen. Im Osten liegen einige Wolken am Horizont, der dort etwas rötlich gefärbt ist. Das Wasser weist diesen rötlichen Ton auch auf, mit bläulichen und sandfarbenen Flecken. Nach Westen zu opalisiert die sanft bewegte Flut ins Blau-grüngelbliche. Der Wind hat wieder nachgelassen. Die Ruder geben abermals in ihrem schwerfälligen Rhythmus den Takt an. Sie hinterlassen an jeder Seite einen Kreis sprudelnder Bläschen, an denen das Boot vorbeigleitet. Es geht nach Westen, durch die wundervoll frische Luft, die die Lungen herrlich füllt.

Eine Fahne an einem kleinen Mast, der auf dem Wasser schwimmt, zeigt die Stelle, an der die Netze ausgelegt wurden. Die Fischer steigen in lange Ölhosen und die eigentliche Arbeit beginnt. Der erste zieht die lange obere Leine ein. Während der zweite sie zusammenlegt, rafft der dritte schon das Netz. Es schwimmt wie ein wehender Schleier neben uns im Wasser und in der grünlichen Flut sieht man dunkle und weiße Rhomboide schimmern: Flundern im Netz. Die rhythmische Bewegung der drei Männer, die noch betont wird durch das Schaukeln des Kahns, wird unterbrochen, wenn der dritte Mann das zusammengeraffte Netz aus dem Wasser hebt, abtropfen läßt und in den Kahn hebt. Der vierte übernimmt die Last und legt sie vorsichtig nieder. Er nimmt die kleinen Steinbutten heraus und schenkt ihnen die Freiheit, die kleinen Flundern folgen. Auf frohes Wiedersehen in wohlgenährtem Zustande!

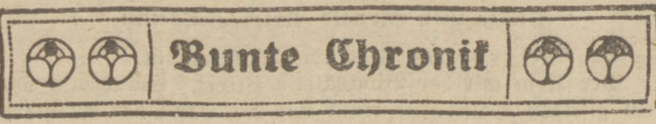
Während sich das Schauspiel wiederholt und der Berg von Netzen, in denen die Fische mit den Schwänzen schlagen und nach Luft schnappen, immer größer geworden ist, spielt sich im Osten das großartige Schauspiel des Sonnenaufganges ab. Die kleine dunkel-violette Wolkenwand am Horizont ist langsam um einige Grade heller geworden. Drei Wolkenkämme werden von den Strahlen der noch unsichtbaren Sonne getroffen und glühen im tiefsten Rot auf wie Halbmonde, die Sichel nach unten geöffnet. Das Meer glänzt rötlich-gelb und schon schiebt sich der riesige Sonnenball über die Wolken. Er strahlt goldig-rot und steigt jetzt sehr schnell höher. In wenigen Augenblicken steht der ganze Glutball über dem Horizont, immer höher und höher steigend. Ausstrahlen im Glanze der Sonne der Strand, die Bäume, der Wald, die letzten Fetzen streichen durch die Kiefernwipfel, der Himmel spannt sich im morgenfrischen Blau. Ein Tag ist geboren. Man soll ihn nicht vor dem Abend loben, aber dieser hier, das spürt man durch alle Poren, wird glänzen nicht nur bis zur Abendstunde, sondern bis Erinnerung überhaupt lebendig sein kann.

48 Netze sind aufgeholt, 24 davon wieder ins Wasser gelassen, jetzt fliegt der letzte Fahnenmast mit Schwung ins Meer und zeichnet die Stelle, an der die Netze liegen. Der Anker rasselt nach, eine große umflochtene Glaskugel klatscht aufs Wasser. Schon wendet das Boot, alle Segel werden gesetzt und heimwärts geht's!

Nach einer Stunde sind wir im Hafen. Unterwegs werden die Flundern aus den Netzen geholt. Die 9-Zoll-Flundern, die die Räucherei kauft, fliegen in einen Kasten. Der ganze Fang gibt etwa einen Zentner! Das ist verhältnismäßig viel und bringt 20 Gulden. Geteilt durch vier: 5 Gulden pro Mann. Dafür um 1 Uhr morgens aufgestanden, nach 10 Stunden heimgekehrt, in Lebensgefahr gestanden. Und das war noch ein guter Fang. Gestern brachte jeder etwa 7 Flundern heim. Und die Rückkehr bedeutet nicht Ruhe. Jetzt werden die Flundern gereinigt, geräuchert, die Netze werden in Ordnung gebracht, ausgebessert. Bis das getan, ist der Abend da.

Für den Fischer ein mit Arbeit und Gefahr bis an den Rand ausgefüllter Tag — für den Gast ein schönes Erlebnis.

M. H.



Bunte Chronik

Unter Vorbehalt.

Leoncavallo war krank und mußte das Bett hüten. Eines Tages entschloß sich Mascagni, ihn zu besuchen, obwohl beide nicht gut aufeinander zu sprechen waren. Kaum wieder genesen, unternahm Leoncavallo einen Spaziergang und traf Mascagni, der ihn freundlich grüßte. Leoncavallo tat nicht dergleichen. „Na, wir hatten uns doch aber wieder ausgesöhnt!" rief ihm Mascagni zu. „Ach, wo!" antwortete jener. „Das war nur für den Fall, daß ich sterbe."

Krokodile weinen nicht.

Wir reden immer von Krokodilstränen und haben dabei nicht einmal festgestellt, ob Krokodile überhaupt in der Lage sind, zu weinen. Dies sagte sich auch ein englischer Wissenschaftler namens John Phesberry und stellte interessante Versuche mit einigen Krokodilen des Londoner Zoologischen Gartens an. Er spielte ihnen Grammophonplatten vor, er ließ ein Tänzerpaar groteske Tänze vorführen, er gab ihnen nichts zu fressen; kurzum, er versuchte alles mögliche, und schließlich träufelte er ihnen sogar Zwiebelsaft in die Augen. Aber der Erfolg blieb aus. Die Dickhäuter reagierten nicht im geringsten, und Mister John Phesberry konnte mit Genugtuung feststellen, etwas entdeckt zu haben, was wir seit langem wissen. Der Ausdruck Krokodilstränen soll ja nur darauf hindeuten, daß diese von jemand geweint werden, der im Moment eigentlich gar nicht weinen kann. Das Sprichwort geht also auf die Tatsache zurück, daß die Krokodile gar nicht weinen können. Um das herauszubekommen, was wir seit 400 Jahren wissen, hätte man den armen Tieren jetzt nicht Zwiebelsaft in die Augen zu träufeln brauchen.



Lustige Ecke



Kindliche Unschuld.

Der kleine Fritz hatte von seinen Eltern gelernt, daß man vor der Mahlzeit immer ein Tischgebet sprechen sollte, um Gott dem Herrn für das tägliche Brot zu danken. Als die Sommerferien begannen, reiste er mit seinen Eltern in einen Badeort. Als sie dort in einem Hotel die erste Mahlzeit einnahmen, begann Fritz sogleich ohne Tischgebet zu essen.

„Aber Fritz, du vergißt ja das Tischgebet!" sagt die Mutter mit mildem Vorwurf.

Fritz antwortet verwundert: „Aber, Mutter, heute bezahlen wir ja!?"

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.